Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 210. Bromberg, den 16. Oktober 1927.

Walter Flex.

Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages am 16. Oktober 1927.

Werden wir sterben? Werden wir leben?
Himmel, ach Himmel, was flammst du so rot?
Brüder, die Antwort ist euch gegeben:
Fragt nicht! Schlagt eure Fragen tot!
Vertrauen Vertrauen, Vertrauen ist not.
Deutschland wird unsern Tod überleben;
Hindenburg! Hindenburg! Hindenburg!

So schrieb Walter Flex aus der Not des Krieges in seinem Gedichtband „Im Felde zwischen Nacht und Tag“, kurz bevor eine russische Kugel seinem jungen Leben ein Ende machte. Wie ein Todesahnen klingt es auch aus den Versen, die er einen Gefallenen sprechen läßt:

Wir sanken hin für Deutschlands Glanz.
Blüh', Deutschland, uns als Totenkranz!
Der Bruder, der den Acker pflügt,
ist mir ein Denkmal wohlgefügt.
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
ein Blümlein überm Grab mir pflegt;
Die Büblein schlank, die Dirnlein rank
blüh'n mir als Totengärtlein Dank.
Blüh', Deutschland, überm Grabe mein
jung, stark und schön als Heldenhain!

Walter Fleck wurde am 6. Juli 1887 als Sohn eines Gymnasiallehrers in Eisenach geboren. Als Elfjähriger schrieb er ein Gedicht zum Tode Bismarcks; während der Schülerzeit verfaßte er die dramatische Skizze „Die Bauernführer“ und das Trauerspiel „Demetrius“; in Erlangen, und später in Straßburg, wo er Germanistik und Geschichte studierte, entstanden zahlreiche Novellen und Gedichte. Bei Ausbruch des Krieges trat Flex beim Infanterie-Regiment Nr. 50 in Rawitsch ein, mit dem er am Stellungskrieg in den Argonnen teilnahm. Zu dieser Zeit erschienen seine ersten Kriegsgedichte: „Volk in Eisen“. In vielen Tausenden wurde die Ausgabe an der Front und in der Heimat verbreitet. Weihnachten 1914 entstand das Buch „Vom großen Abendmahl“; seine weiteren Kriegserlebnisse sind im „Wanderer zwischen zwei Welten“ geschildert. Als Leutnant im Infanterie-Regiment 138 lag er bei Wilna und am Narotschsee auf der Wacht:

Eisgrauer See,
mondheller Schnee . . .
Wie lang' noch soll ich schreiten
das kalte Schwert zur Seiten?
Wie lang' währt Mord und Streiten?
Weh', Russenerde, weh' —!
Was Frost und Leid!
Mich brennt ein Eid
der glüht wie Feuerbrände
durch Schwert und Herz und Hände.
Es ende drum, wie's ende —
Deutschland, ich bin bereit!

Aus allen seinen Kriegsgedichten spricht eine trotzige Kampfesfreude, aber auch die Friedenssehnsucht, und über allem steht der große Glaube an Deutschlands Zukunft. Darum, und weil sie alle innerlich durcherlebt waren, fanden seine kleinen Gedichtbände so begeisterte Aufnahme an der Front, besonders bei der kämpfenden Jugend.

Ende August 1917 machte Flex die Eroberung von Riga mit. Dann nahm er am Übergang nach der Insel Oesel teil; im siegreichen Vorgehen auf der Insel wurde er am 15. Oktober schwer verwundet. Am folgenden Tage erlag er seiner Wunde.

In seiner durchschossenen Kartentasche fand man Bruchstücke zu einem Roman „Wolf Eschenlohr“, in dem der Dichter sein eigenes Leben schildern wollte. Nur Studentenzeit und erste Soldatenzeit sind beendet. „Wolf Eschenlohr“ sollte das Siegeslied des unbeugsamen Idealismus werden, der trotz Not und Tod den Glauben an Gotteskindschaft und Menschenbruderschaft festhält. Flex' eigene Entwickelung sollte Eschenlohr aussprechen, wenn er sagt:

„Der Krieg macht die Starken stärker und die Schwachen macht er armselig. Es gilt von ihm das Bibelwort: Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird genommen. Nur gilt es nicht vom äußeren Besitz, sondern von der Habe des Herzens. Wo einst Liebe sacht und fromm rann, strömt sie jetzt allmächtig aus dem tiefsten Quell des Lebens. Wo ein Gottesbewußtsein ruhig durch die Tiefen der Seele schwang, tönt es jetzt als Glocke über allen Lärm des Tages, und die freudige und tätige Lust am Volksganzen ist zur beherrschenden Triebkraft unseres Lebens geworden. Diese fest in sich verankerte Dreieinigkeit von Liebe, Gläubigkeit und Hingabe an unser wehrhaftes und wahrhaftes Volk ist die Gnadengabe, die wir durch die Tage und Nächte des Weltbrandes tragen und in deren Besitz wir getrost sind.“

Rein bleiben und reif werden!

Der Dichter und Mensch.

Von Prof. Dr. Thamhayn.*)

Als Walter Flex im Vorfrühling des Jahres 1915 von den Lothringer Höhen herabstieg, um ins Warthelager bei Posen zu gehen, wo er als Offizier ausgebildet werden sollte, schritt an seiner Seite der junge Theologe Ernst Wurche. Beide waren schnell eng verbundene Freunde. Aber schon nach wenigen Monaten mußte der Dichter den Kampfgenossen, der ihm so lieb geworden war, in russische Erde betten. Er setzte ihm ein Denkmal „dauernder als Erz“, in dem „Wanderer zwischen beiden Welten“. Neben anderen Worten, die es verdienen, immer wieder überdacht zu werden, steht darin auch der Satz: „Rein bleiben und reif werden — das ist schönste und schwerste Lebenskunst.“

Walter Flex hat die Fröhlichkeit des Studentenlebens in vollen Zügen getrunken. Und doch hat, wie einer seiner Freunde versichert, niemals jemand ein zweideutiges Wort aus seinem Munde gehört. Man hat gesagt, in seinen gesamten Dichtungen fände sich nicht eine erotische Zeile. Das ist nicht richtig und wäre auch sehr unnatürlich gewesen.

*) Prof. Dr. Thamhayn ist einer der besten Flex-Kenner. Sein Werk „Walter Flex. Eine Einführung in Leben, Werk und Wesen des Dichters“ (Solingen, Schwertverlag) ist soeben in der 3. Auflage erschienen.

Aber auch hier ist er dem Häßlichen und Gemeinen standhaft aus dem Wege gegangen. Ja, seine Frauencharaktere zeigen zumeist eine gewisse Herbheit. Die Hochachtung vor dem anderen Geschlecht floß ihm aus der Liebe zu seiner so sehr verehrten Mutter, deren Spuren wir immer wieder in seinen Werken finden. „Du weißt gar nicht," hat er einmal zu dem oben erwähnten Freunde gesagt, „wie lieb ich meine Mutter habe." Die Reinheit idealer Gesinnung, die er als ein köstliches Erbteil aus dem Elternhause mit ins Leben genommen hat, bewahrte er unbefleckt bis an sein Ende. Mit ihr verband sich auch ein aufrichtiger, starker, von jedem Schein freier Gottesglaube, den seine Mutter früh in sein Herz gepflanzt hatte.

Die Reife des Charakters, die er sich unter mannigfachen, nicht leichten Kämpfen errungen hat, fand er in der völligen Hingabe an das Du, in dem, was man mit dem Fremdwort Altruismus im Gegensatz zum Egoismus bezeichnet. Sie zeigt sich schon in seiner innigen Liebe zur Familie, zu den Fremden, zu den Zöglingen, die er unterrichtete, aber ihre höchste Auswirkung war ihm das Aufgehen in seinem Volke. „Volk, du hast viel zu sühnen", ruft er einmal den Deutschen zu. Er weiß nichts von nationalistischem Egoismus. Er hat es sich verbeten, als alldeutscher Parteidichter gepriesen zu werden. Ebensowenig kennt er den überheblichen Chauvinismus, der für das Tun und Empfinden von Menschen fremder Nationalität kein Verständnis hat. Als er von der tödlichen Kugel getroffen ist, ruft er dem Landsturmmann, der den Schützen niederschlagen will, zu: „Laß ihn, er hat auch nur seine Pflicht getan."

Die Hingabe aber an den Staatsgedanken verlangt, daß wir uns über allen kleinlichen Parteihader hinwegsetzen. Das ist die große Lehre, die Flex' bedeutendste Tragödie „Klaus von Bismarck" zum Ausdruck bringt. Was kann der Streit mit der Geistlichkeit, was das Ringen zwischen Gilde und Zunft für den Kanzler bedeuten, wenn es gilt, das Sterbelied der verelendeten Mark zum Schweigen zu bringen?

Aus diesem seinem Fühlen ergibt sich die Lehre von der Gotteskindschaft und Menschenbruderschaft, die dem Roman „Wolf Eschenlohr" zugrunde liegen sollte. Wer solche Grundsätze aufzustellen vermag, der hat tatsächlich eine Höhe sittlicher Reife erreicht, die wir bewundern müssen. Und, was viel mehr zu bedeuten hat, Walter Flex hat diese Lehren nicht nur in seinen Dichtungen vorgetragen, er hat sie auch, soweit er es als einzelner konnte, tatsächlich ausgeführt und schließlich dadurch besiegelt, daß er sein Herzblut für sein Volk verspritzte. Er durfte das erhebende und beglückende Bewußtsein in sich tragen, daß seine Kunst und sein Leben eins geworden waren.

Damit gesellt er sich zu jenen Reinen und Reinsten, die, wie das in dem Gedicht vom großen Abendmahl zum Ausdruck kommt, willig und in Hingabe an das ganze Volk auf blutgetränktem Schlachtfeld den Opfertod für ihre Volksgenossen gestorben sind. Aber freilich, „sie starben nur für die, die für sie leben", „die tätig werben, des Bruders Geist zu erben."

Ein Traum vom Tode.

Von **Walter Flex.**

Dem Buche „Vom großen Abendmahl" von Walter Flex, erschienen in der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung, München, entnehmen wir folgende Skizze:

Zwei einsame Frauen, eine Greisin und eine junge Witwe, saßen im dunklen Zimmer. Ihre Trauerkleider waren schwärzer als die graue Nacht. Von ihren weißen Händen und weißen Gesichtern ging ein blaffer Schein aus. Der schwache Schimmer, der von den Händen der jungen Frau ausströmte, rahmte das Bild eines jungen Kriegers ein, den der Tod in Flandern gefällt hatte.

Die beiden Frauen saßen lange ohne Worte und Tränen. Endlich löste die Greisin sanft die Hände der Enkeltochter vom Bilde des toten Gatten. „Kind", sprach sie leise, „magst du mir zuhören?" Die junge Frau antwortete nicht, aber die Greisin fuhr fort:

„Als mir Gott mein erstes Kind geschenkt hatte, schlief ich einst, die Hand an der Wiege des Säuglings, ein. Und ich hatte einen seltsamen Traum. Hinter einem wallenden Vorhang hervor trat ein dunkler Engel zu mir und dem Kinde und forderte es mir ab. Ich breitete die Hände über die Wiege und schrie: Ich lasse es dir nicht, Tod!

Aber der Engel lächelte und sprach: Ich heiße nicht Tod, ich heiße Leben. Ich nehme es dir ja doch. Laß uns tauschen! Willst du diesen dafür?

Indem er sprach, hob er den Vorhang, durch den er gekommen war, ein wenig und ließ einen Knaben vortreten. Der Knabe war schön und kräftig, weißhäutig und blauäugig und mit einem Schopf kecken Blondhaars. Mir aber war er fremd, und ich rief: Ich will ihn nicht! Nie! Eher töte mich!

Niemand kann töten, antwortete der Engel. Du mußt dennoch in den Tausch willigen. Oder willst du diesen lieber?

Da glitt der Knabe hinter den Vorhang, und statt seiner erschien ein Jüngling.

Nimm diesen! sprach der Engel. Sieh, er ist schön und biegsam an Gliedern und Seele und voll federnder Kraft. Sein Leib ist fest und edel wie Eichenholz und sein Auge voll Feuer.

Nein! rief ich abermals. Aber der Engel lächelte nur und sprach: So sollst du diesen dafür lieben!

Und er zeigte mir das Bild eines vollkräftigen Mannes, der dunkelbärtig und wetterhart unter dem Vorhang hervortrat. Nie, rief ich abermals, nie werde ich ihn lieben! Ich werde ihn hassen.

Oder diesen hier? fuhr der Engel fort mit mir zu markten. Da stand statt des breitschultrigen Mannes ein grauhaariger Alter vor mir. Mir aber schauderte noch heftiger und ich rief abermals: Niemals, niemals werde ich tauschen. Hebe dich fort und laß mir mein Kind!

Da lächelte der Engel noch einmal und sprach: Du wirst dennoch tauschen und glücklich sein. Leben und Tod sind eins. Es gibt keinen Tod.

Als er das gesagt hatte, verschwand er, und ich erwachte zitternd an der Wiege meines Kindes.

Aber die Jahre gingen dahin, und ich nahm statt des Kindes den Knaben, statt des Knaben den Jüngling, statt des Jünglings den Mann und statt des Mannes den Alten. Und ich erkannte einen um den anderen, wie ich sie vorher im Traume geschaut hatte. Den grauhaarigen Mann aber kennst du: es ist mein Sohn, dein lieber Vater!"

Die Greisin schwieg. Doch die Enkeltochter hob das Bild ihres Toten vor ihre Augen und stöhnte: „Aber dies! hier war kein Tausch! Dies ist ein Raub!"

„Laß nur", beschwichtigte die Greisin. „Ich bin noch nicht zu Ende. In der nächsten Nacht erneuerte sich der Traum. Ich sah noch einmal den Knaben, den Jüngling, den Mann und den Greis und schauderte vor ihnen. Aber nachdem er mir alles wie in der Nacht zuvor gezeigt hatte, fuhr der dunkle Engel fort:

Bisher war es nur Spiel. Nun mußt du in einen schweren Tausch willigen. Nimm diesen dafür.

Ich sehe niemand rief ich.

Er läßt sich auch nicht sehen, antwortete der Engel.

Ich höre niemand.

Er läßt sich auch nicht hören.

Ich tastete angstvoll umher: Es ist niemand hier außer uns!

Doch, sprach der Engel, aber er läßt sich nicht ertasten. So höhnst du mich!

Nein, sagte der Engel, aber du verstehst mich nicht. Ich will anders mit dir reden. Gibst du mir dein Augenlicht statt deines Kindes?

Nimm es! rief ich. Zugleich wurde es dunkel um mich. Aber ich erlauschte in der Finsternis, die mich umfing, das ruhige Atmen meines Kindes wie einen süßen Nachtwind.

Es ist nicht genug, sprach der Engel. Gib mir dein Gehör!

Nimm es! rief ich abermals und schloß die Hände um den Leib meines Kindleins. So ertastete ich trotz Stille und Finsternis das friedliche Pulsen seines Blutes. Ich sog den süßen Duft des Kinderkörperchens in mich und schmeckte ihn in innigem Kusse.

Es ist nicht genug, forderte der Engel noch einmal. Und seine Stimme vermochte ich zu hören, obwohl alles Laute für mich still war. Gib mir deine Sinne!

Nimm sie hin! rief ich und sank ins Leere.

Lebt mein Kind? fragte ich zitternd, da ich fühlte, daß es mir ganz entrückt war.

Glaube nur, sprach der Engel, es lebt. Was deinen Sinnen entrückt ist, ist darum nicht tot. Es gibt keinen Tod. Gott schuf nur das Leben. Versteht du mich jetzt?

Unter diesen Worten des Engels erwachte ich von dem Traume und sann ihm lange nach. Und mählich verstand ich ihn. Der Mensch ist ein Knecht seiner fünf Sinne, Gott aber, der Herr der tausend Sinne, vermag, was wir lieben, durch Wandlungen zu führen, in denen wir's nicht hören, nicht sehen und nicht ertasten können. Darum sprechen wir vom Tode. Aber es gibt keinen Tod. Das Leben raubt und schenkt unaufhörlich; es ist der Weihnachtsengel, der Gaben hinter verschlossenen Türen aufbaut, bis der Tag kommt, an dem sie unser werden. Begriffe der Mensch sein Leid, so müßte es eitel Vorfreude werden."

Greisin und Enkeltochter schwiegen. Nach einer Weile beugte das junge Weib sein Haupt in die Hände der Alten und fragte bebend: „Wer hat dich das alles gelehrt, du Gute?"

„Das Leben," antwortete die Greisin stille, „der Tod."

Die Fahrt der Springflower.

Roman von Edmund Sabott.

(22. Fortsetzung.

So leicht die Landung vonstatten gegangen war, so beschwerlich wurde der Marsch nach Norden. Table-Island war leider nicht, wie der Oberst angenommen hatte, „flach wie ein Tisch", sondern es gab Klüfte, Bergrisse, steile Abhänge und Geröllhalden, die den Vormarsch furchtbar erschwerten. Zwei von den zwanzig Tragetieren mußten unterwegs zurück bleiben, und die Männer beluden sich, so gut es gehen wollte, mit den Lasten.

Man hatte gehofft, schon am frühen Nachmittag den Ankerplatz der „Springflower" zu erreichen, aber als man um die Mittagszeit notgedrungen Rast machte, war erst die Hälfte des Weges zurückgelegt. Frank verging vor Ungeduld, und er setzte es durch, daß er mit dem Obersten und drei andern Begleitern als Vorhut beschleunigt der Karawane voraneilte. Sie versahen sich mit den notwendigsten Waffen und Gerätschaften und traten ihren Marsch an.

Es hieß, vorsichtig zu sein, denn es war nicht unmöglich, daß die „Springflower"-Leute Wachen ausgestellt hatten. Unablässig beobachtete der Oberst durch sein Glas den Horizont.

Als sie sich dem Ziel näherten, verdoppelten sie ihre Vorsicht. Es war drei Uhr nachmittags, und sie mußten sich nach ihren Berechnungen schon dicht vor dem Ankerplatz des Schiffes befinden. Noch immer aber änderte sich das Bild der Landschaft nicht. Auf Osgoods Rat wandten sie sich westwärts, um das Flüßchen zu erreichen, das sie dann sicher zu dem Landungsplatz führen würde, und nach kurzem Marsch erreichten sie es. Sie stiegen nicht zu dem felsigen schmalen Flußbett hinunter, sondern hielten sich auf der Hochfläche.

Schließlich ließen Frank und der Oberst auch die letzten ihrer Begleiter zurück und gingen allein nordwärts. Sie wechselten kein Wort während dieses letzten Teiles ihres Marsches. Selbst Osgood blieb stumm, aber seine Augen glühten, er hatte an diesem Tage mehr als fünfzig Kilometer zurückgelegt, aber weder er noch Frank fühlten Ermüdung; sie dachten nur an das Ziel.

Plötzlich hielt der Oberst inne, seine Hand wies stumm nach vorn, und als Frank das Fernglas vor die Augen nahm, erkannte er ein wenig schwärzlichen Rauch, der vom Winde zerrissen scheinbar in nur geringer Entfernung vor ihnen aus dem Boden stieg.

„Wir haben sie!" sagte der Oberst leise und triumphierend. „Das sind sie!"

Frank gab keine Antwort, er wollte weitergehen, aber Osgood hielt ihn zurück und mahnte zur Vorsicht.

Sie pirschten sich vorsichtig näher, und nach einer Viertelstunde sahen sie tatsächlich das Lager der „Springflower"-Leute vor sich liegen. Verborgen hinter einem morschen und halb zusammengebrochenen Felsen sahen sie gespannt hinab.

Drei langgestreckte Baracken befanden sich dort unten. Zwei davon lagen rechts und eine kleinere links von dem Flusse. Die auf der linken Seite war vermutlich von den Damen bewohnt, denn Frank erkannte durch sein Glas Ivy Schuyler, die gerade vom rechten Ufer kam und auf einem kleinen Laufsteg zurückging zu ihren Gefährtinnen, die in kleinen Gruppen untätig und plaudernd vor der Baracke umherstanden oder auf und nieder gingen. Mary Rantoul kam mit vier jungen Damen vom Meere her. Sie sprach lebhaft auf die andern ein und schien sich über irgend etwas zu erregen.

Frank hielt atemlos Umschau: Gwennie sah er nicht. Erst nahm er an, daß sie sich vielleicht im Innern der Baracke aufhielte, aber als Mary Rantoul näher kam, rief sie in das Haus hinein, und auch die letzten kamen nun heraus — Gwennie befand sich nicht unter ihnen.

„Mein Gott — wo ist Gwennie? Wo ist Gwennie?" fragte er den Obersten.

Der hatte die andern Baracken auf der rechten Seite des Flusses durchmustert, und er raunte Frank leise zu, obwohl gar kein Grund vorlag zu so gedämpftem Sprechen: „Sehen Sie dort drüben! Dort ist noch eine Frau! Wer ist das?"

„Jeanette!" rief Frank aus.

„Wer ist Jeanette?"

„Gwennies Zofe!"

„Wo die Zofe ist", meinte der Oberst, „wird die Herrin nicht fern sein!"

Beide beobachteten nun Jeanette. Sie trat zu einer Gruppe von drei Männern, sprach mit denen und ging dann beschleunigten Schrittes wieder zurück zu der Baracke, aus der sie vorhin gekommen war. Diese lag unterhalb und ganz in der Nähe der Felswand. Die Zofe verschwand in einer niedrigen Tür, die dem Felsen zugekehrt war.

„Dort wird Gwennie wohnen!" flüsterte Frank und sah den Obersten verzweifelt an, da er die Gesuchte noch immer nicht erblicken konnte.

„Gewiß! Sie wohnt bestimmt dort!"

„Ich hole sie mir!" sagte Frank nach einer Pause entschlossen. „Ich muß sie mir holen! Sie vor allen Dingen muß in Sicherheit gebracht werden!"

Osgood lächelte und sah Frank anerkennend an: „Und wie wollen Sie das machen?"

Frank überlegte. Er maß mit den Blicken die Entfernungen ab, sah hinüber zu der Stelle der Felswand, die sich fast senkrecht emporhob über der Baracke und sagte: „Wenn es dunkel ist, lasse ich mich dort hinabseilen. Ich werde gerade unten vor der Tür ankommen. Dann hole ich Gwennie heraus, und sie wird auf den Felsen hinaufgezogen."

„Sehr schön! Und die andern?"

Da war guter Rat teuer. Frank wußte keinen Ausweg, weil sich alle seine Gedanken allein mit Gwennies Befreiung beschäftigt hatten.

Osgood suchte mit seinem Fernglas noch immer das ganze Lager ab, schließlich meinte er: „Bis zum Einbruch der Dunkelheit müssen wir warten und alles sorgfältig beobachten. Es ist wichtig, zu wissen, ob dort unten Wachen ausgestellt werden. Sollte das der Fall sein ,so müßten wir diese Leute in aller Stille überwältigen und dann die Damen in Sicherheit bringen. Sie, Herr Hull, mögen sich meinetwegen um Miß Dolan bekümmern. Möge Ihnen der Streich gelingen. Ich selber werde mir ein paar Leute aussuchen und werde mich durch das Flußtal heranpirschen an die Baracke, in der die Damen hausen. Hoffentlich gelingt es mir, sie in aller Stille wach zu bekommen und sie wegzuführen. Sind die Damen erst in Sicherheit, so haben wir freie Hand und können die Übergabe erzwingen. Waffen, die uns gefährlich werden können, sehe ich nirgends." —

Die „Springflower"-Leute schienen sich in ihrem Lager vollkommen sicher zu fühlen. Als die Dunkelheit hereinbrach, konnten Frank und der Oberst nur bei der Baracke, in der die Damen wohnten, zwei Posten bemerken, die gemeinsam plaudernd das langgestreckte Gebäude umschritten und dabei ihre Pfeifen rauchten.

Allmählich war es dort unten still geworden. Eins der Lichter nach dem andern erlosch, und Frank drängte in höchster Ungeduld darauf, sein Vorhaben endlich auszuführen. Aber der Oberst hielt ihn zurück.

Man müsse noch warten, wenigstens so lange, bis im Lager alles zur Ruhe gegangen war. Die geringste Unvorsichtigkeit könnte alles zum Scheitern bringen.

Es wurde Mitternacht. So dunkel war es, daß man keine zehn Schritte weit sehen konnte. Da erst gab der Oberst inmitten seiner Leute, die er um sich versammelt hatte, mit der Miene eines Feldherrn, der in zahllosen Schlachten grau geworden ist, den Befehl zum Angriff.

Frank erhob sich sofort, er rief Heller zu sich, den deutschen Ingenieur, und beide versahen sich mit Stricken und Waffen. Nur zwei Leute nahm Frank mit. Sein Herz pochte. Er befand sich in furchtbarer Erregung; nicht deshalb, weil er an dem Gelingen seines Vorhabens zweifelte, sondern nur, weil er in weniger als einer Stunde Gwennie sehen und sprechen sollte.

Aus dem Dunkel der Nacht trat der Oberst vor ihn hin und sah ihm forschend ins Gesicht. Die Musterung schien zu seiner Zufriedenheit auszufallen.

„Seien Sie vorsichtig!" mahnte er. „Seien Sie nicht tollkühn! Das Leben aller hängt von Ihrer Vorsicht ab! — Und nun, mein junger Freund — das Glück begleite Sie! Leben Sie wohl!" —

Sie gaben sich die Hände. Der Oberst erhob noch einmal mit eindrucksvoller Gebärde seine verstümmelte Rechte, als leiste er einen Treuschwur, dann trat er zurück.

Frank blieb eine Weile bewegungslos stehen.

Stille war ringsumher. Über ihm glitzerten Sterne. Leise Worte, rasch und hastig hervorgestoßen, durchzuckten das Dunkel. Dann und wann wurde der Baß des Obersten vernehmlich, der seinen Leuten Befehle gab. Ein huschendes Hin und Her von Schritten, sonst nichts.

Frank wendet sich ab, er faßt den neben ihm stehenden deutschen Ingenieur um den Arm: „Kommen Sie, Heller! Auch Sie, Lincoln, wir müssen gehen!"

Sie stolpern vorwärts durch die Nacht, einer hinter dem andern, und als das Rauschen des kleinen Bergflusses deutlicher wird, gehen sie noch vorsichtiger weiter. Dann biegen sie nach rechts ab, um die rechte Seite der Talwand zu erreichen, schleichen sich, um keinen unvorsichtigen Schritt zu tun, auf Händen und Knien langsam an den steilen Abhang

heran. Nach wenigen Minuten sind sie angelangt und sehen hinab. Dort unten brennt noch immer in einer der Baracken ein Licht. Dort, wo Jeanette heut am Tage verschwand, ist alles dunkel. Kein Laut regt sich, vom Meere her kommt das dumpfe Rauschen der Brandung, der Bach murmelt eilig und gedämpft. Das Lager scheint zu schlafen. Auch von links, von dort, wo der Oberst mit seinen fünf Leuten sicherlich schon in das Tal eingedrungen ist, kommt kein Laut herüber durch die Stille.

Schließlich springt Frank auf, er kann nicht mehr länger untätig sein. Er seilt sich an, schärft Heller und Lincoln im Flüsterton noch einmal ein, daß sie ihn sofort wieder hinaufziehen sollen, wenn verdächtige Geräusche von unten hörbar werden, dann tritt er vorsichtig, Schritt für Schritt tastend, um kein Geröll von der Wand zu lösen, den Abstieg an. Eine Ewigkeit scheint dieser Abstieg zu dauern. An den scharfen Kanten der Steine zerreißt er sich die Hand, und etwas Warmes fließt ihm über das Gelenk hinweg. Er wischt es an den Haaren ab und achtet nicht darauf. Ein Blick nach unten belehrt ihn, daß er nicht mehr weit von der Talsohle entfernt ist. Er sieht schon die Umrisse der Baracken und befindet sich fast in gleicher Höhe mit ihren Dächern.

Zwei Minuten später hat er festen Boden unter den Füßen und gibt durch dreimaliges kurzes Zucken am Seil denen dort oben ein Zeichen, daß er angelangt ist, dann hält er inne und lauscht. Es regt sich nichts. Dunkelheit und Stille umgibt ihn. Er hört nur seinen eigenen Atem, der ihm schwer und keuchend aus der Brust kommt. Eine Sekunde lang denkt er an den Obersten und dessen Unternehmen, aber die Sorge darum findet keinen Platz in seinem Bewußtsein. Er macht sich von dem Seil frei und schleicht vorsichtig, ohne Laut, auf die Baracke zu, wo er Gwennie zu finden hofft. Keine zwanzig Schritte ist die Tür von ihm entfernt, und alles liegt in vollkommenem Dunkel. Dennoch kriecht er auf Händen und Knien vorwärts, hält manchmal inne und lauscht. Nichts ist zu hören.

Ganz plötzlich ist es in ihm ruhig geworden, sein Herz pocht keinen Schlag schneller als sonst. Er verwundert sich fast über seine Gleichmütigkeit und muß aus irgend einem Grunde lächeln.

Einen Schritt vor der Baracke erhebt er sich langsam, geht näher, und seine Hände tasten über das feuchte Holz nach der Klinke der Tür. Er drückt sie nieder, aber die Tür ist verschlossen.

Was tun? Die leuchtenden Ziffern seiner Armbanduhr sagen ihm, daß es nur noch sieben Minuten bis eins ist. Um halb zwei will der Oberst mit der Befreiung der anderen Damen zum Ziel gekommen sein, und auch Frank muß sich mit Gwennie und der Zofe bis dahin in Sicherheit befinden. Er hat schon zu viel Zeit verloren und darf jetzt nicht mehr zögern.

(Fortsetzung folgt.)

Zugvogelsehnsucht.

Skizze von **W. Emil Schröder.**

Hinnerk Pahl schritt wie zerschlagen von der schweren Tagesarbeit die krummen grauen Straßen der Hafenstadt entlang. Er konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was ihn in diesen Herbsttagen so zermürbte und plagte. Inwendig bohrte und pochte es, tickte es wie die federnde Unruhe einer Uhr. Als er von ungefähr zu dem schmalen Streifen Himmelsblau auffah, den die eng aneinandergerückten Häuser freiließen, sah er auf den spinnwebfeinen Telephondrähten zwitschernd letzte Schwalben hocken. Ihr weißer Leib hob sich freundlich gegen das tiefe Blau des Himmels ab, und wenn hier und da eine die zierlichen Flügel hob, war es fast, als schiene das Purpurgold der Sonne durch die zarten Gebilde.

Da wußte es Hinnerk, was so bohrte und pochte, und er dachte bitter: „Es ist Herbst. Blätter werden welk, Vögel ziehen. Ich bin nicht einmal ein Strichvogel. Nesthocker!"

Die Sehnsucht, die ihn mit Anbruch der kürzer werdenden Tage überfallen, schlug ihre Krallen in sein Herz und ließ ihn nicht los. Später als sonst schob er sich durch die braune Flurtür, hinter der schon Liesbet auf ihn wartete, bereit, den Abendtisch zu decken. Heute war Hinnerk noch einsilbiger als in den letzten Tagen. Immer wieder wanderte sein Blick zu dem viergeteilten Fenster, an dem unaufhörlich Schwalben mit hellem Ruf vorüberschossen.

Unvermittelt fragte Hinnerk: „Schläft Eckhard schon?" Auf ihr Nicken wischte er sich mit dem breiten Handrücken über den Mund, erhob sich und ging in die kleine Kammer, in der das breite Ehebett stand, dahinter, vom Kopfende verdeckt die alte Wiege, ein Erbstück der Großeltern. Ein breiter Streifen Sonnengold rieselte durch das Fenster über die kleinen verschränkten Kinderhände, und Hinnerk dachte mit leisem Neide: „Du hast noch nicht Sehnsucht, nicht Unrast . . ."

Behutsam öffnete er das Fenster. Frische Septemberluft strömte vom Meere herein. Hinnerk legte die Hand an den Fensterrahmen und stützte die Stirn dagegen. Jedesmal, wenn eine Schwalbe vorüberschoß, gab es ihm einen Stich. Blitzhaft schnellte in ihm das Wort „Ägypten" auf. Wie Erleuchtung kam es über ihn: Vor mehr als zwanzig Jahren hatte am Pier ein schlanker Dampfer gelegen, weiß, blendend weiß, und am Bug stand in goldenen Buchstaben das Wort „Egypte". Seitdem war Ägypten Inhalt seiner Knaben- und Jünglingsträume geworden, und dem Manne war die stumme Sehnsucht geblieben.

„Egypte". Er sprach es zärtlich vor sich hin. Aber das klang heute nicht wie Verheißung, das war wie das Girren einer koketten Frau, die mit dem Feuer spielt und nichts gewährt. Wie hatte er doch damals gerackert, gespart. Mit der Summe im Sparkassenbuch war seine Erwartung fieberhaft gestiegen. Aber dann — Hinnerk spie zornig aus — hatte die Inflation alles gefressen. Alles! Er überwand den Raub an seiner Sehnsucht. Dann kam Liesbet. Jung gefreit — gewiß! Es hatte nur am Geld gefehlt, an Liebe nicht. So wurde er zum Geizhals an sich selber, sparte alles auf für die eine Freude: Ägypten.

Liesbet lebte seine Freude mit. Hier hatte das Leben keinen Glanz. Die alte graue Hafenstadt war nur wenige Wochen im Jahre erhellt von Sonne, sonst hüllte sie sich in Nebel und Kohlendunst. Sie beide aber wollten, wenn noch ein Jahr um war, sechs oder gar acht Wochen feiern, den Menschen voller Schweiß und Ruß ablegen, in feierlichen Kleidern unter dem Himmel des Südens wandeln, einen langen, schlürfenden Zug Freiheit über den Staub der Entbehrung rinnen lassen. O närrischer Traum!

Liesbets Kindbett fraß auch dieses sehnsüchtige Träumen, als sie auf Tod und Leben lag.

Da war ein häßlicher Dämon aufgestanden, der flüsterte Hinnerk unablässig ins Ohr: „Nimm das Geld und flieh! Still deine Sehnsucht!"

Hinnerk kämpfte schweren Kampf. Doch die Liebe zu Liesbet siegte. Aber seinem Sohne Eckhard gönnte er kein Lächeln. „Du warst die Klippe, an der mein Schiff „Egypte" zerschellte!" dachte er oft und wandte sich ab. Versonnen fuhr er sich mit der Hand über die Augen. Die Schwalben! Die Alten zogen mit den Jungen fort —

Plötzlich richtete er sich auf: Die Alten — mit den Jungen! Ein Bild erstand vor ihm, als hätte jemand ein Zipfelchen des Mantels gelüftet, der seine Zukunft verhüllte: Er, Hinnerk, stand auf einem schlanken weißen Schiff, neben ihm Liesbet. Grau waren beider Scheitel, aber über Eckhard floß goldenes Sonnenlicht der Jugend. Und aus Nebel tauchte das Land der Verheißung auf — Ägypten! Da ging in Hinnerks hartem Sinn eine seltsame Wandlung vor sich. Langsam drehte er sich zur alten Wiege, setzte sich auf den Stuhl dabei und begann sacht zu schaukeln, so ganz — sacht — und summte ein plattdeutsches Wiegenlied.

Als Liesbets kastanienbrauner Kopf durch die Türspalte lugte, war Hinnerks breite Hand auf das bunte Bettuch gesunken. Sein Atem ging regelmäßig ,und um seine Lippen spielte ein glückseliges Lächeln.

„Er hat heute so schwer geschafft!" dachte Liesbet mitleidig. Sie wußte ja nichts von Zugvögeln und ihrer Sehnsucht.

Lustige Rundschau

* **Da kann einem nichts passieren . . .** Besprechung über das Buch „Lebensrettung Ertrinkender oder Ertrunkener": „. . . und braucht wohl nicht weiter auf die Bedeutung dieses nützlichen Buches hingewiesen zu werden. Wenn man zum Beispiel ins Wasser fällt, hat man nur nötig, Seite 174 dieses begrüßenswerten Werkes nachzuschlagen und die hier gegebenen Regeln genau zu befolgen, so kann einem nichts passieren . . ."

*

* **Ob er recht hat?** Zwei Kaufleute unterhalten sich über ihre Angestellten. „Ich gebe," sagt der eine, „immer den verheirateten Commis den Vorzug." — „Warum?" — „Weil ich finde, daß sie es am Abend mit dem Aufbrechen weniger eilig haben, als die Unverheirateten."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.